

Barbara Honigmann – Laudation Schiller-Preis 22.9.24 Marbach

Verfasserin/Copyright: Dr. Bettina Spoerri / Schillerpreis

«Nach Goethe nun auch Schiller» hat Barbara Honigmann eines Tages im Sommer auf Facebook gepostet, und als ich diese Verkündung las, musste ich schmunzeln. Ein Amusement, ähnlich dem, wenn man Barbara Honigmanns Texte über ihre Eltern, ihr Leben, ihre Freunde, ihre Nachbarn, ihre Lektüren, ihren Alltag, ihr Schreiben liest: Es ist dieser schalkhafte Charme, die Freude am Spiel, und es drängen sich stets Oxymora vor, die diese besondere widersprüchliche Mischung annähernd zu beschreiben vermögen: aufmüpfige Klugheit, versöhnliche Revolte, provozierende Weisheit ... "Nach Goethe nun auch Schiller": In dem absichtsvoll lapidaren verkürzten Satz, der die Verdichtung einer Zeitungsüberschrift imitiert, kann je nach Lesart die Frage entstehen, und das Spiel mit schillernden Bedeutungsebenen ist natürlich einkalkuliert: Was genau hat Schiller gemacht, das Goethe auch schon ...?

Aber nein: Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller sind hier nicht Subjekt. Die zwei grossen männlichen Ikonen der deutschen Klassik sind vielmehr von Barbara Honigmann erobert, ja: gekapert worden, was für eine vergnügliche Sache. Man könnte nun sagen, dieser Weg war natürlich vorgezeichnet, besass Barbara Honigmanns Vater doch drei Vornamen, nämlich: Georg – Friedrich – Wolfgang ... In dieser Dreier-Konstellation sind schon einige Aporien veranschaulicht, die das Leben von Barbara Honigmanns Familie – einer der essentiellen Stoffe ihres Erzählens und Reflektierens – und ihres literarischen und essayistischen Schreibens prägen, eines, das gerade heute für Europa so essentiell ist: die Erfahrung einer unüberwindbaren Fremdheit, die Sehnsucht nach dem Dazu-Gehören bei gleichzeitiger bewusster und notwendiger Distanznahme, die Auseinandersetzungen zwischen Gewissheiten und kontinuierlicher Suche und Hinterfragung.

Woher komme ich, welche Umstände prägen mich, und welche Entscheidungen, welchen Weg wähle ich für mein Leben? Von Barbara Honigmanns Text "Roman von einem Kinde" von 1986 bis hin zu ihrer jüngsten Buchveröffentlichung "Unverschämt jüdisch" 2021 zieht sich die Auseinandersetzung der Autorin mit zum einen den

familiären und politischen Voraussetzungen und zum anderen, soweit umsetzbar, den selbst gewählten Möglichkeiten und Freiheiten hindurch.

«Alle Menschen», merkt Barbara Honigmann kritisch an, «haben eigenartige Lebensgeschichten. Es kommt aber darauf an, sie im Schreiben zu verändern.»

Viel ist von Seiten Literaturkritik und -vermittlung über Barbara Honigmanns Vater gesagt und geschrieben worden, über die historische Figur, den Journalisten, der sich, nachdem er 1933 vor den Nationalsozialisten nach England floh, 1946 entschloss, nach Berlin und sodann, überzeugt von der kommunistischen Vision einer besseren Welt, in die DDR zu gehen, wo die Tochter Barbara 1949 geboren wurde. Und viel ist über die Vaterfigur geschrieben worden, die in Barbara Honigmanns Büchern, insbesondere in «Damals, dann und danach», «Eine Liebe aus nichts» und sodann insbesondere in dem Text «Georg» von 2019, wieder ganz eigene Konturen entwickelt. Auch die Mutter, im Buch «Ein Kapitel aus meinem Leben» im Fokus – und vor Georg mit dem Doppelagenten Kim Philby liiert –, ist Stoff vieler historischer Untersuchungen und literaturwissenschaftlicher bzw. journalistischer Prosa. Doch Barbara Honigmanns Werk, das immer wieder gerne vereinfachend auf Familiengeschichte und gar Autobiografie gelesen wird, ist virtuose Textarbeit. Den interpretatorischen Versuchen, dem Uneindeutigen, Widersprüchlichen, Geheimnisvollen, dem Verwischten und unkenntlich Gemachten Klares und Unmissverständliches abzugewinnen, schlägt die Schriftstellerin mehr als ein Schnippchen, und das ist eines der einzigartigen Phänomene ihres literarischen Werks. Statt zu vereindeutigen und offene Fragen zu beantworten, hat die Autorin ihren Werken immer neue Texte beigelegt, die wie in einem sich unablässig drehenden Kaleidoskop stets andere Spielfiguren, Vermutungen, Motivanordnungen hervortreten lassen.

Die Grenze zwischen Fakten und Fiktion wird fließend – und die Fantasie erlaubt sogar eine neue Art der Distanzierung und Annäherung an die Vergangenheit, und damit auch an die Gegenwart der Schreibenden – und wiederum an die jeweilige Gegenwart von uns Lesenden. So heisst es in dem Text «Damals, dann und danach» einmal über die Beziehung der Schreibenden zum Vater: «Ich erinnerte mich und phantasierte über alles, was zwischen uns war, und näherte und entfernte mich von ihm, wie es im Leben nicht möglich gewesen war.» (*Damals, dann und danach*, 33)

Barbara Honigmann stellt ihre Poetologie des Erinnerns, welche eine hellwache, aktive Haltung voraussetzt, vor, indem sie sie in ihren Texten praktiziert und stets explizit und reflektierend vollzieht. So analysiert und resümiert sie etwa ihre Identitäts- und Verankerungssuche als Jugendliche in der DDR gegen das Schweigen der Eltern, oder sie erzählt von ihrer jüngeren Vergangenheit und Gegenwart als Mutter und Jüdin, vom Thora-Talmud-Studium und den sefardischen Freudinnen. In «Ein Kapitel aus meinem Leben» von 2004 wiederum erweist sich ihre Mutter als noch vielschichtiger als der schweigsame Vater. Litzzy alias Lizy alias Lisa Kohlmann ist auch eine Meisterin der Ablenkung und Spurenverwischung, mit einer ausgeklügelten Technik der Camouflage. Die Tochter beschreibt: Sie tat es «in einer Mischung aus andeutungsvollem Erzählen und vielem Verschweigen, mit der sie mich gleichzeitig zur Mitwisslerin machte und aus der Geschichte ausschloss.» (*Ein Kapitel aus meinem Leben*, 75) Der Ratschlag bzw. eher die Anweisung der Mutter, erinnert sich die Autorin, lautete denn auch: «Erstens, du sollst nicht lügen, zweitens, aber wenn du lügst, dann lüge so nah wie möglich an der Wahrheit.» (*Ein Kapitel aus meinem Leben*, 23) Ein doppelter Boden, nein: eine dreifache Falltüre öffnet sich.

So entsteht nach und nach ein psychologisches und autofiktionales Puzzle, dessen Teile sich ineinander zu fügen scheinen. Doch dann schlägt Barbara Honigmann ihre eigene Volte, wenn sie im Schlusskapitel des Buches «Ein Kapitel aus meinem Leben» rückblickend ihre Recherchemethoden diskutiert und betont, keine systematischen Recherchen durchgeführt zu haben, während ihr Text aber durchaus von entsprechenden Reisen und Gesprächen mit Zeugen und der Betrachtung historischer Dokumente berichtet. Es sind nicht zuletzt diese beredten Erklärungen, die uns irgendeinen rettenden Boden gänzlich unter den Füßen wegziehen – und in dem Moment, in dem wir das einsehen, verstehen wir die Funktionsweise nicht nur dieser, sondern jeder literarischen Erzählung.

Wenn die Autorin dann festhält: «Sie (die Mutter) hat mich geboren, und nun setze ich sie wieder als Legende in die Welt. Kurz hinter der Wahrheit und dicht neben der Lüge, so wie es ihr Credo war» (*Ein Kapitel aus meinem Leben*, 138), so ahmt der Text über die Erzeugerin deren notorische Ambivalenz nicht nur mimetisch nach, sondern vereinnahmt sie, indem er die Schaffung im Medium der Sprache imitiert und als eigenen, neuen Geburtsvorgang bezeichnet. Eine logische Konsequenz und

wahrscheinlich die einzig mögliche Art, sich einem unlösbaren Rätsel anzunähern. Die Autorin setzt die Mutter als «Legende» wieder «in die Welt»: also als das, wörtlich: «zu Lesende». Genauer betrachtet: als eine «Anti-Legende», denn diese Heldin will keine sein und hat das Bild bereits verlassen.

Jene Sätze sind eine Kapitulationserklärung – und gleichzeitig eine Kampfansage. Eben so sind wir am Ende als Lesende auf uns selbst zurückgeworfen. Und das ist letztlich gar nicht so paradox. «*Schreiben heisst ja wiederfinden*», meint Barbara Honigmann in «*Unverschämt jüdisch*».

Diese Art und Weise des aktiven Sich-Verhaltens gegenüber und mit Erinnerungen ist in Barbara Honigmanns Texten in starker Konsequenz wie selten in der Literatur vorgeführt – und dabei, auch das ist eher selten, nicht verfügend oder dozierend, sondern subtil, klug, subversiv. Und es geht nie allein um Gedächtnis und Erinnerung, sondern immer auch um die Gegenwart. Die notwendigen Provokationen machen Barbara Honigmanns Werk so relevant, so raffiniert und realistischer als jede Non-Fiction: Ihr Text – denn so empfinde ich ihr bisheriges Werk: als *einen* grossen Text, an dem sie immer weiter webt – ist unablässig in Bewegung. Und mit ihm auch wir, die Lesenden. Wir erkennen, dass ihr Text ein Palimpsest ist – ja: dass jeder literarische Text ein Palimpsest ist – und ein Spannungsfeld eröffnet, in dem wir uns selbst spiegeln.

Die Feststellung, dass man jedes Mal, wenn man dasselbe Buch liest, ein anderes, neues liest, weil einem die Lektüre eines Textes jedes Mal andere Sichtweisen eröffnet – diese Beschreibung trifft in potenziertem Masse auf den Text, den Werk-Text, von Barbara Honigmann zu, denn er fordert uns dazu zwar nie explizit, aber doch deutlich auf. Wenn die Autorin in ihrer Preisrede zum Max-Frisch-Preis, veröffentlicht in dem Buch "Unverschämt jüdisch", eben diesen Schriftstellerkollegen zitiert, wie er über den Wunsch, die Hoffnung nachdachte, dass sich mit dem Schreiben, der Form das Chaos des Lebens ordnen lasse, ja: gar fassen liesse, kommt sie zum Schluss, dass Literatur insbesondere das zu leisten habe: "der Ideologie und aller ideologisch aufgeladenen Literatur zu misstrauen", "zu fragen, zu klagen, zu suchen, zu beschreiben, zu beunruhigen". Und sie fährt fort: "... nicht mehr und nicht weniger, und es ist schon mutig genug, da die Menschen sich und

allen anderen ja gerne irgendein Theater vorspielen, um nur ja nicht hinter die Kulissen schauen zu müssen, und wenn doch, dann andere für das Chaos, das sie da entdecken, verantwortlich zu machen – gerne Juden, Fremde, Klassenfeinde, Frauen oder Katzen". In dieser provokanten Reihung erkennen wir wieder Barbara Honigmanns sehr bewusste Arbeit mit nur scheinbar harmlosem Schalk – der sich als dunkelgrauer, scharfer Humor entpuppt und in ihren Texten immer wieder aufblitzt.

Den Zustand der "völligen Unbehaustheit", den ihr, wie sie schreibt, der Vater hinterlassen hat, kann die Autorin zwar durch die Geschichte vergangener Generationen mildern, und den Wegzug aus Deutschland, aus der DDR 1984 nach Frankreich erlebt sie als Befreiung, gerade auch, um zu schreiben und Schriftstellerin zu werden. Wer Barbara Honigmanns Werk liest, kennt den, wie sie es nennt, "dreifachen Todessprung ohne Netz": "vom Osten in den Westen, von Deutschland nach Frankreich, aus der Assimilation in das Thora-Judentum hinein", und sie hat die Bezeichnung 'Todessprung' später selbst als etwas zu dramatisch kritisiert; das relativiert allerdings die offensichtlich überlebenswichtigen tiefen Brüche als Voraussetzung für ihre Entwicklung als Autorin nicht. Das Schreiben und das Judentum sind in dem anderen Land in das Zentrum ihres Lebens gerückt. "Hier, in Frankreich", schreibt sie, "geht mich alles viel weniger an, ich bin nur ein Zuschauer, ein Gast, eine Fremde. Das hat mich von der unerträglichen Nähe zu Deutschland befreit."

Budapest, Schlesien und Preussen, Wien, DDR, London, Paris, Strasbourg – das sind die Orte der Geschichte der Familie, die Schauplätze, die immer wieder in Barbara Honigmanns Texten aufscheinen, als Besuche, Erinnerungen, Nachforschungen. Die Systeme des Kommunismus, der Antifaschismus ... - doch der Universalismus und die Flucht nach vorne, um der Überdeterminierung zu entrinnen, halfen nicht. Die Auseinandersetzung mit Herkunft, mit Motivationen und Prägung, die Traumata von Flucht und Verfolgung sind den Texten eingeschrieben. Die Art von Freiheit, von der Schiller schrieb und die mit der Aufklärung und der Selbstermächtigung der Bürger begann, führte für das europäische Judentum zu einem Unbehagen. Dieses Unbehagen der Assimilation bei gleichzeitiger Erfahrung von Missverständnissen, Unkenntnis, Klischees, Ablehnung und Abstossung, welche Barbara Honigmann bei

Franz Kafka, Jakob Wassermann, Joseph Roth, Vladimir Jankélévitch, Albert Cohen, Marcel Proust beobachtet, ist für sie Anlass zur vertieften Reflexion auf eine mögliche freie Identität als Jüdin, als jüdische Autorin in Deutschland, in Frankreich, in Europa heute, im 21. Jahrhundert. Das Leben in Gemeinschaft und einer andauernden Kluft zugleich, die Hannah Arendt und Dan Diner als «negative Symbiose» beschrieben haben.

Über die Schwierigkeit, Jüdischsein in Europa un-verschämt, also nicht verschämt oder gar in einer authentischen Weise zu leben immerhin zu versuchen, denkt Barbara Honigmann vertieft in dem Band "Unverschämt jüdisch" nach. Mit Witz – und ich denke bei der Verwendung dieses Wortes an die ältere, vielschichtigere, die etymologische Bedeutung des Wortes 'Witz', wie sie Friedrich Schiller kannte, nämlich: ein menschliches Vermögen, Gewitztheit, geistige Schärfe, Esprit – umspielt sie die Bedeutungsebenen des Wortes 'unverschämt': von toll über ungehemmt und frech bis nicht verschämt, offen. - Wer hätte geahnt, in welchem Ausmass in Europa diese Frage innert weniger Monate unter radikal veränderten Vorzeichen zu der Frage mutieren würde, ob man es überhaupt noch wagen kann, sich als jüdisch auf der Strasse zu erkennen zu geben. Und an vielen Universitäten. Jetzt, da viele europäische Juden wieder davon sprechen, auszuwandern. Nur: Wohin?

Mit Gedächtnis und Erinnerung ist es nicht getan. Versteinerungen in Form von Grabsteinen und Inschriften an Gedenkort: dieser anwesenden Abwesenheit stellt Barbara Honigmann die lebendige Auseinandersetzung und Offenheit entgegen. In ihrer Zürcher Poetikvorlesung, publiziert in dem Band «Das Gesicht wiederfinden» von 2006, denkt sie über Schöpfung und Schreiben nach; sie erzählt, wie sie in der Rue Goethe Studienkurse bei Jean-Claude, einem bonvivant Talmid Chacham aus dem Elsass, Thora und Talmud studiert, das nie endende Kommentieren und Hinterfragen eines Abschnittes, eines Satzes, Wortes oder fehlenden Buchstabens (*Das Gesicht wiederfinden, 62*). Einen Kommentar von Raschi über das Fragmentarische alles Geschriebenen entwickelt die Autorin zur Betrachtung darüber, wie das talmudische Werk einerseits zwar unvollendet und andererseits aber unzerstörbar sei, weil im Medium der Sprache aufgehoben.

Den Text nehmen wir immer mit. Erinnern ist Vergegenwärtigen, Lesen ist aktives Formen. Der unabgeschlossene talmudische Text kommentiert und dekonstruiert und bietet unerschöpfliche Möglichkeiten der Lesarten und Verständnisse. Ihre «lange Reise ins Innere des Judentums», wie sie Barbara Honigmann einmal in «Das Gesicht wiederfinden» nennt, ist keine in Gewissheiten und Sicherheiten, im Gegenteil: «heute ist alles Fragen und Hinterfragen», resümiert sie. Barbara Honigmanns Essayistik ist reich an Verweisen und Interpretationen, sie verwandelt sich in ihnen ihre aktiven Lektüren an und webt an ihrem grossen Stoff weiter, beschenkt uns als Lesende mit immer neuen Farben. Die Welt wird im buchstäblichen Sinne in der Kunst auseinandergenommen und wieder neu zusammengesetzt. George Steiners 'Grammatik der Schöpfung' verbindet Barbara Honigmann in «Das Gesicht wiederfinden» mit Emmanuel Lévinas' Ethik. Die nie ganz geschlossenen Ränder eines literarischen Werks seien es, die uns berühren, ein Werk wappne uns gegen Angsthaben und Hass ein wenig, "wenn wir darin eine Stimme hören, in der wir etwas von unserer eigenen Stimme wiedererkennen." (*Das Gesicht wiederfinden, 71*) Unter Verweis auf das interessante, weil so symbolhafte Pluraletantum des hebräischen Wortes «panim» für deutsch «Gesicht» hat Lévinas die Metapher für eine zwischenmenschliche Ethik entwickelt: In den Gesichtern, der anderen und unserer eigenen (selbst) erkennen wir uns – und können nur so auch unser Gesicht wiederfinden, "in einer ständigen Bewegung zwischen Annäherung und Entfernung" – wie in einem Spiegel. (*Unverschämt jüdisch, 138*)

Wenn wir uns alle ständig so bewegen würden, wäre die Welt ziemlich sicher eine bessere. Wir würden nicht mehr in Gewissheiten ankommen – auch nicht mehr ankommen wollen; aber vor allem würden wir das nicht als Verlust, sondern als Bestätigung erleben.

Ja, das ist eine Utopie.

Deshalb, liebe Barbara: Bis es so weit ist – und weil es vielleicht nie so weit ist –, können wir weiter deine Texte lesen. – Ganz herzlich mazel tov dir!